

Leseprobe aus:

Caitlin Moran
How to be a woman

CAITLIN MORAN
how to be a woman
WIE ICH LERNTÉ, EINE FRAU ZU SEIN



ullstein 

CAITLIN MORAN
how to be a woman

Caitlin Moran

how to be a woman

Bd.-Nr. 08002

10,5/13,2 DTP-Punkt ITC Slimbach

35 Zeilen · 22 Cic Breite

691.423 Zeichen

384 Seiten · 24 Bogen

1 Seite(n) vakat

Pinkuin

Kopfsteg 16 mm · Bundsteg 16 mm

CAITLIN MORAN
how to be a woman

WIE ICH LERNT, EINE FRAU ZU SEIN

Aus dem Englischen
von Susanne Reinker

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel *How To Be a Woman*
bei Ebury Press, London.

ISBN 978-3-550-08002-9

© 2011 by Caitlin Moran
© der deutschsprachigen Ausgabe
2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
»Ziggy Stardust« Words & Music by David Bowie
© 1972 Tintoretto Music / RZO Music Ltd. (37,5 %) /
EMI Music Publishing Limited (37,5 %) /
Chrysalis Music Limited (25 %) /
Resümee © by Dorothy Parker
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Nina Schnackenbeck
Gesetzt aus der Janson Text und der Futura
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Inhalt

Der schrecklichste Geburtstag meines Lebens	7
Ich kriege meine Tage!	24
Ich kriege einen Busch!	54
Ich weiß nicht, wie ich meinen Busen nennen soll!	73
Ich werde Feministin!	90
Ich brauche einen BH!	113
Ich bin fett!	130
Ich bekomme Sexismus zu spüren!	150
Ich bin verliebt!	181
Ich geh in einen Stripclub!	206
Ich heirate!	221
Ich entdecke die Welt der Mode!	244
Warum Frauen Kinder bekommen sollten	272
Warum Frauen keine Kinder bekommen sollten	294
Weibliche Vorbilder und wie wir mit ihnen umgehen	308
Abtreibung	333
Schönheitschirurgie	352
Epilog	365
Danksagung	380

Prolog

Der schrecklichste Geburtstag meines Lebens

Wolverhampton, 5. April 1988

Heute ist mein 13. Geburtstag. Und ich renne. Ich renne weg vor den Jungs aus meinem Viertel.

»Guckt mal, der da!«

»Penner!«

»Sieht ja aus wie'n Junge!«

Ich flüchte vor den Halbstarcken, die sich immer auf dem Spielplatz in der Nähe von unserem Haus rumtreiben. Der Spielplatz sieht so aus, wie englische Spielplätze in den achtziger Jahren eben aussehen. Fallschutzbelag, ergonomisch sinnvoll gestaltetes Spielgerät und dergleichen gibt es nicht. Noch nicht mal Bretter auf den Bänken. Dafür aber viel Beton, viel Unkraut und viele leere Bierflaschen.

Während ich renne, wird mir bewusst, dass ich ganz allein bin. Mein Atem geht schwer und rasselnd, mir ist kotzübel. Ich weiß, was gerade passiert, ich hab's so oder ähnlich schon in Tierfilmen gesehen. Ich habe die Rolle der »schwachen Antilope«, die von den Löwen »vom Rudel getrennt« wird. Die Löwen, das sind die halbstarcken Typen, die hinter mir herrennen. Ich weiß, dass diese Geschichte für die Antilope in der Regel nicht sonderlich gut ausgeht. Dementsprechend sollte ich mich darauf vorbereiten, dass meine Rolle sich in Kürze ändern wird. Von »Antilope« zu »Festtagsbraten«.

»He! Asi!«

Ich habe Gummistiefel und die abgewetzte Militärjacke meines Vaters an und auf der Nase eine Kassenbrille, mit der ich aussehe wie Woody Allen. Zugegebenermaßen wirke ich nicht sehr feminin. Feminin – das Wort passt auf Lady Di. Auf Kylie Minogue. Ich hingegen bin ... feminichts. Da kann ich die Verwirrung meiner Verfolger durchaus verstehen. Sie sehen nicht so aus, als würden sie sich brennend für a) den Kleidungsstil der zeitgenössischen Gegenkultur oder für b) stilprägende Transvestie-Ikonen aller Art interessieren. Vermutlich waren sie genauso verwirrt, als sie zum ersten Mal Annie Lennox und Boy George bei *Top of the Pops* gesehen haben.

Wenn sie mir nicht wie die Wilden hinterherhetzen würden, würde ich wahrscheinlich versuchen, ihnen irgendwas in der Richtung zu erklären. Ich könnte ihnen zum Beispiel erzählen, dass ich den berühmten Roman *Quell der Einsamkeit* von Marguerite Radclyffe-Hall gelesen habe, die bereits vor über 100 Jahren bekennende Lesbe war und grundsätzlich nur Hosen trug – und dass sie schon allein deshalb in Erwägung ziehen sollten, sich von althergebrachten Vorstellungen hinsichtlich geschlechtsspezifischer Bekleidungsnormen zu lösen.

Falls die Jungs mit Marguerite Radclyffe-Hall eher wenig anfangen können, ließe sich auch Chrissie Hynde in die Konversation einwerfen, immerhin ist sie nicht nur erfolgreiche Rocksängerin und Gitarristin, sondern auch bekannt für ihre maskulinen Outfits. Ich könnte natürlich auch Julie Andrews erwähnen – in *Victor/Victoria* sah sie als Mann wirklich *süß* aus!

»He! Asi!«

Die Typen bleiben einen Moment stehen, offenbar um sich zu beraten. Daraufhin breche ich meinen Sprint ab und lehne mich keuchend gegen einen Baum. Ich bin völlig erledigt. Mit 82 Kilo Lebendgewicht bin ich für spannende Verfolgungsrennen nicht wirklich geeignet. Vom Typ her tendiere ich einfach

mehr in Richtung Obelix als in Richtung Asterix. Während ich langsam wieder zu Atem komme, denke ich über meine Lage nach.

Es wäre toll, sage ich mir, wenn ich einen Hund hätte. Einen gut abgerichteten Schäferhund zum Beispiel. Der könnte diesen Jungs mal so richtig zeigen, wo es langgeht. Ein Hund halt, der die Ängste und Befürchtungen seiner Besitzerin kennt und perfekt kompensiert.

Ich werfe einen Blick auf meinen Hund. Safran *ist* eine Schäferhündin. Knapp 200 Meter von mir entfernt wälzt sie sich selig in einem Haufen Fuchsscheiße, alle vier Pfoten in der Luft. Sie sieht glücklich aus. Kein Wunder, heute ist wirklich ein guter Tag für sie: Dieser Gassi-Gang ist wesentlich länger und wesentlich temporeicher als sonst.

Für mich ist heute ganz offensichtlich *kein* so guter Tag. Trotzdem bin ich überrascht, als die Jungs kurz nach Ende ihrer Beratungen anfangen, Steine nach mir zu werfen. Das ist jetzt echt übertrieben, finde ich. Und fange wieder an zu rennen.

Ihr braucht euch gar nicht so anzustrengen, um mich fertigzumachen!, denke ich entrüstet. Ich bin doch schon längst am Ende! Ehrlich, allein dieses »Asi!« hat mir schon gereicht!

Immerhin werde ich nur von einigen wenigen Steinen getroffen. Und die tun mir nicht weh: Meine Jacke hat schon mindestens einen Krieg erlebt, wenn nicht zwei. Kieselsteine können ihr nichts anhaben, höchstens Handgranaten.

Doch die Absicht ist das, was zählt. Schließlich hätten diese Typen die Zeit, die sie in die Jagd auf mich stecken, auch in lohnendere Aktivitäten investieren können. Pattex schnüffeln zum Beispiel. Oder Mädchen befummeln, und zwar solche, die sich auch anziehen wie echte Mädchen.

Als hätten sie meine Gedanken gelesen, verlieren meine Verfolger kurze Zeit später das Interesse an mir. Als Antilope bin ich offenbar out. Ich renne zwar noch, aber die Jungs sind inzwischen stehengeblieben und werfen nur noch hier und

da halbherzig einen Stein nach mir, bis ich endgültig außer Reichweite bin. Brüllen tun sie allerdings immer noch.

»Du Kerl!«, brüllt der Größte von ihnen meinem Rücken zum Abschied hinterher. »Du ... Schwuchtel!«

Als ich nach Hause komme, weine ich erst mal. Allerdings nur vor der Tür. Drinnen ist einfach kein Platz dafür. Ich habe schon versucht, im Haus zu weinen, aber es ist immer dasselbe: Jemand fragt, was los ist, ich versuche, zwischen meinen Schluchzern zu erklären, warum ich weine, und wenn ich mit meiner Geschichte gerade mal halb fertig bin, kommt der Nächste rein, fragt, was los ist, ich muss noch mal von vorne anfangen, und ehe ich mich versehe, habe ich die schlimmsten Stellen sechsmal erzählt und werde darüber so hysterisch, dass ich den Rest des Tages an nervösem Schluckauf leide.

Wenn man mit fünf jüngeren Geschwistern in einem sehr kleinen Sozialbau wohnt, ist es wirklich wesentlich vernünftiger, alleine zu weinen. Und schneller vorbei ist es auch.

Ich schaue meinen Hund an.

Wenn du ein guter, treuer Hund wärst, würdest du mir jetzt die Tränen vom Gesicht lecken, denke ich.

Stattdessen leckt Safran sich lautstark ihr Geschlecht.

Safran ist unser neuer Hund – »der dumme neue Hund«. Außerdem ist sie sozusagen auch ein »krummer Hund«. Schließlich hat mein Vater sie bei einem der Deals »beschafft«, die er regelmäßig im Hollybush Pub macht, während wir stundenlang im Auto sitzen müssen und von ihm sporadisch mit Cola und Chips versorgt werden. In der Regel kommt er irgendwann aus dem Pub geschossen, unterm Arm so seltsame Beutestücke wie einen Sack Kies oder eine kopflose Fuchsplastik aus Beton.

»Da drinnen geht's gerade hoch her«, sagt er dann meistens, bevor er wieder reinstürzt, hochmotiviert und sternhagelvoll.

Und eines dieser seltsamen Beutestücke war eben eines Tages Safran. Eine einjährige Schäferhündin.

»Sie war früher mal Polizeihund«, sagte er stolz und ließ sie

zu uns auf den Rücksitz, wo sie prompt alles vollgeschissen hat. Im Zuge intensiverer Recherchen stellte sich dann heraus, dass sie wirklich Polizeihund gewesen war. Aber nur die eine Woche, die die Polizeihund-Ausbilder gebraucht haben, um festzustellen, dass sie nicht nur schwer einen an der Waffel hat, sondern obendrein unüberwindbare Angst vor:

- 1) lauten Geräuschen
- 2) der Dunkelheit
- 3) grundsätzlich allen Menschen
- 4) grundsätzlich allen Hunden
- 5) weiteren Stressauslösern aller Art.

Und dass sie auf Stress – ebenfalls grundsätzlich – mit heftigem Durchfall reagiert.

Trotzdem ist sie mein Hund und damit genau genommen der einzige Freund, den ich habe, der nicht blutsverwandt mit mir ist.

»Komm her, alter Kumpel«, sage ich zu ihr, schneuze mich in meinen Ärmel und beschließe, ab sofort wieder gute Laune zu haben. »Heute passiert bestimmt noch was ganz Tolles!«

Nachdem ich mit Weinen fertig bin, klettere ich über den Gartenzaun und betrete mein Zuhause durch die Hintertür. Mama ist in der Küche dabei, »die Geburtstagsparty vorzubereiten«.

»Ab ins Wohnzimmer!«, ruft sie mir zu. »Setz dich da hin und warte! Und wehe, du wirfst einen Blick auf deinen Geburtstagskuchen! Das ist eine Überraschung!«

Das Wohnzimmer ist bereits vollgestopft mit all meinen Geschwistern, die hier aus sämtlichen Ecken und Winkeln des Hauses zusammengeströmt sind. 1988 sind wir zu sechst. Und am Ende des Jahrzehnts werden wir sogar zu acht sein. Bei meiner Mutter geht's zu wie bei Ford am Fließband: Mit der Präzision eines Uhrwerks produziert sie alle zwei Jahre

ein sabberndes Baby. Wohl so lange, bis unser Häuschen aus allen Nähten platzt.

Caz – zwei Jahre jünger als ich, rothaarig, von Natur aus unfreundlich – liegt quer über dem Sofa, als ich reinkomme. Sie macht keine Anstalten aufzustehen. Eine andere freie Sitzgelegenheit ist nirgends zu entdecken.

»Ähm!«, sage ich und zeige auf den Button an meiner Jacke. »Ich habe heute GEBURTSTAG«, steht darauf. Dass ich gerade noch geweint habe, ist schon wieder fast vergessen. Darüber bin ich so gut wie hinweg.

»Der ist doch sowieso in sechs Stunden vorbei«, sagt Caz trocken, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Da können wir das ganze Theater genauso gut jetzt schon beenden.«

»He, ich hab immerhin noch ganze sechs Stunden!«, rufe ich. »Sechs Stunden Geburtstagsfreuden! Die will ich genießen! Wer weiß, was noch alles passiert! In diesem Irrenhaus ist doch nichts unmöglich!«

Im Großen und Ganzen bin ich eben eine hoffnungslose Optimistin. Man könnte auch sagen: Ich lege dieselbe anspruchslose Begeisterungsfähigkeit an den Tag, durch die sich gemeinhin Volltrottel auszeichnen. Gestern zum Beispiel habe ich in mein Tagebuch geschrieben: »In Küche auf Arbeitsplatte neuen Platz für Fritteuse gefunden. Sieht TOLL aus!«

Mein absoluter Lieblingsort auf der ganzen Welt ist der Südstrand von Aberystwyth. Obwohl ein Abwasserrohr mit-tendurch führt.

Und ich bin auch felsenfest davon überzeugt, dass unser dummer neuer Hund eine Reinkarnation unseres alten Hundes ist. Obwohl der erst gestorben ist, als der neue schon zwei Jahre alt war.

»Man sieht doch eindeutig, dass das die Augen von Sparky sind!«, sage ich immer, wenn ich den dummen Hund anschau. »In Wirklichkeit ist Sparky immer noch bei uns!«

Caz verdreht die Augen und überreicht mir die Geburtstagskarte, die sie für mich gemalt hat. Vorne prangt ein Porträt von

mir – wobei meine Nase darauf ungefähr drei Viertel meines Kopfes ausmacht. Und auf der Rückseite steht: »Vergiss nicht, dass du versprochen hast, an deinem 18. Geburtstag auszuziehen, damit ich endlich das Zimmer haben kann. Nur noch fünf Jahre! Es sei denn, du stirbst vorher! Alles Liebe, Caz.«

Die Geburtstagskarte meiner neunjährigen Schwester Weena ist ebenfalls meinem zukünftigen Auszug und dem Anspruch auf das frei werdende Zimmer gewidmet. Aber immerhin hat sie als Deko nicht mich, sondern einen sprechenden Roboter gemalt, was ihr Anliegen insgesamt gesehen etwas weniger direkt rüberkommen lässt.

Bei uns zu Hause herrscht nun mal akuter Platzmangel – was sich übrigens allein daran zeigt, dass ich immer noch nicht weiß, wo ich mich hinsetzen soll. Gerade habe ich beschlossen, der Einfachheit halber auf meinem Bruder Eddie Platz zu nehmen, da kommt meine Mutter mit einer Kuchenplatte ins Wohnzimmer, erleuchtet von den brennenden Kerzen.

»Zum Geburtstag viel Glück«, singen jetzt alle. Ergriffen setze ich mich auf den Boden und höre zu.

»Im alten Jahr, im alten Jahr warst du ein fettes Schwein, im neuen Jahr, im neuen Jahr wird's auch nicht anders sein!«

Mama kniet sich vor mich und hält mir die Kuchenplatte unter die Nase.

»Blas die Kerzen aus und wünsch dir was!«, sagt sie fröhlich.

»Das ist ja gar kein Geburtstagskuchen«, sage ich. »Das ist ein Baguette.«

»Stimmt genau«, sagt meine Mutter. »Und zwar gefüllt mit Philadelphia!«

»Es ist ein Baguette«, wiederhole ich störrisch. »Und es sind auch nur sieben Kerzen.«

»Du bist jetzt aus dem Geburtstagskuchenalter raus«, sagt meine Mutter und bläst die Kerzen selber aus. »Und die Kerzen zählen alle doppelt.«

»Dann müsste ja heute mein vierzehnter Geburtstag sein.«

»Jetzt sei halt nicht so pingelig!«

Ich esse mein Geburtstagsbaguette. Und finde es toll. Ich liebe Philadelphia. Philadelphia ist toll! So cool! So cremig!

Als ich an diesem Abend im Bett liege – ich teile es mit meiner dreijährigen Schwester Prinnie –, schreibe ich in mein Tagebuch: »Heute bin ich 13 geworden! Haferflocken zum Frühstück, Würstchen mit Pommes zum Abendessen und ein Baguette-Geburtstagskuchen. Habe insgesamt £20 bekommen, außerdem 4 Geburtstagskarten und 2 Briefe. Ab morgen grüner (Jugendlichen-)Bibliotheksausweis!!!! Nachbar hat gefragt, ob wir Stühle von ihm wollen. Hätte er sonst auf den Sperrmüll geworfen. Haben alle genommen!«

Ich starre den Tagebucheintrag an. Ich sollte ehrlich sein und alles aufschreiben, denke ich. Ich kann doch nicht einfach die Sachen weglassen, die nicht so toll waren.

»Auf der Wiese neben dem Spielplatz sind mir heute ein paar Jungs nachgerannt. Sie haben mir hässliche Sachen hinterhergerufen (sic)«, schreibe ich langsam. »Das liegt da dran, dass ihre Pimmel immer größer werden.«

Ich habe genug über das Phänomen der Pubertät gelesen, um zu wissen, dass es an ihrem überbordenden Sexualtrieb liegt, wenn halbwüchsige Jungen sich den Mädchen gegenüber grob verhalten.

Ich weiß allerdings auch, dass diese Jungs nicht etwa aufgrund unerfüllter sexueller Gelüste mit Steinen nach mir geworfen haben. Aber ich will nicht, dass mein Tagebuch Mitleid mit mir hat. Nein, meinem Tagebuch gegenüber darf kein Zweifel bestehen, dass ich in dieser Situation die geistig-moralisch überlegene Kraft war. Mein Tagebuch soll den ruhmreichen Ereignissen meines Lebens vorbehalten bleiben.

Ich starre auf meinen Geburtstageintrag – und werde ohne Vorwarnung von einer Welle der Erkenntnis überspült. So sieht also mein Leben aus, schießt es mir durch den Kopf. Ich teile meine Matratze mit einem Krabbelkind. Ich besitze

noch nicht mal einen eigenen Schlafanzug, sondern muss die alte Thermo-Unterwäsche meines Vaters auftragen. Ich bin 13 Jahre alt und 82 Kilo schwer, ich habe kein Geld und keine Freunde, und wenn ein Junge mich sieht, schmeißt er mir Steine hinterher. Und obwohl heute mein Geburtstag ist, bin ich um Viertel nach sieben ins Bett gegangen.

Ich schlage mein Tagebuch auf der letzten Seite auf. Dort notiere ich langfristige Projekte sowie Gedanken zu komplexeren Themenbereichen. Zum Beispiel habe ich dort »Meine Schwachpunkte« aufgelistet.

Meine Schwachpunkte:

- 1) Ich esse zu viel
- 2) Ich mache keinen Sport
- 3) Ich neige zu heftigen Wutausbrüchen
- 4) Ich verliehre (sic) immer alles

»Meine Schwachpunkte« habe ich letztes Jahr an Silvester aufgeschrieben. Und dann einen Monat später die in der Zwischenzeit erzielten Fortschritte dazu notiert:

- Zu 1) Esse keine Schokokekse mehr
- Zu 2) Gehe jeden Tag mit dem Hund Gassi
- Zu 3) Ich arbeite dran
- Zu 4) Ich arbeite dran

Kurz entschlossen ziehe ich einen dicken Strich unter meiner letzten Zeile und schreibe eine neue Liste.

Spätestens mit 18 will ich:

- 1) dünner sein
- 2) schöne Anziesachen (sic) haben
- 3) Freunde haben
- 4) Safran ordentlich apgerichtet (sic) haben
- 5) Ohrlöcher?

Oh Gott! Ich hab nicht die blasseste Ahnung. Ich hab nicht die blasseste Ahnung, wie aus mir jemals eine richtige Frau werden soll.

Als Simone de Beauvoir schrieb »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es«, da konnte sie den Ernst der Lage höchstwahrscheinlich gar nicht völlig überblicken.

In den 22 Jahren, die seit meinem 13. Geburtstag vergangen sind, habe ich mich mit meinem Frausein zwar durchaus arrangiert – offen gestanden ist vieles schon allein dadurch besser geworden, dass ich mir einen Laptop, eine hübsche Bluse und einen gefakten Studentenausweis zugelegt habe.

Und trotzdem kann man einem heranwachsenden Kind in vielerlei Hinsicht nichts Unzweckmäßigeres, um nicht zu sagen: Grausameres, schenken als einen Haufen Östrogene und zwei Titten. Wenn man mich vor meinem Geburtstag gefragt hätte, was ich lieber will – ich glaube, ich hätte mich für ein gutes Buch entschieden. Oder für einen Einkaufsgutschein von C&A.

Ganz offensichtlich war ich damals viel zu sehr damit beschäftigt, mich mit meinen Geschwistern zu streiten, den Hund zu dressieren und mir im Fernsehen Musicals anzuschauen, als dass in meinem persönlichen Terminkalender Platz für meine Frauwerdung gewesen wäre. Jedenfalls bis meine Hirnanhangdrüse dann groß in die Hormonherstellung einstieg und damit die Federführung für den weiteren Gang der Ereignisse übernahm.

Zur Frau zu werden, das erschien mir damals ähnlich unrealistisch, wie berühmt zu werden. Wenn Mädchen zu Teenagern werden, werden sie nicht mehr länger mit freundlichem Desinteresse bedacht, mit dem die meisten Kinder aufwachsen. Auf einmal wirken sie auf ihre Umwelt überaus faszinierend und werden mit entsprechend vielen Fragen bombardiert: Welche Körbchengröße hast du? Hast du's schon getan? Willst du mit mir schlafen? Nehmen sie's dir ab, wenn du behauptest,

dass du volljährig bist? Willst du mal 'n Zug? Hast du einen festen Freund? Verhütest du? Was für ein Typ bist du in Sachen Klamotten? Kannst du in High Heels laufen? Auf wen stehst du? Lässt du dir das Bikinidreieck waxen? Welche Pornos machen dich an? Willst du mal heiraten? Wann willst du Kinder kriegen? Bist du eine Feministin? Hast du mit dem Typen etwa geflirtet? Was willst du mal machen? WER BIST DU?

Ziemlich bescheuert, einer Dreizehnjährigen solche Fragen zu stellen, bloß weil sie inzwischen einen BH braucht. Genauso gut hätte man sie meinem Hund stellen können. Ich für meinen Teil hatte jedenfalls keinen blassen Schimmer.

Genau so musste sich ein Soldat fühlen, der mitten in der Kampfzone abgesetzt wird. Mir war klar: Ich muss mir was einfallen lassen, und zwar schnell! Ich muss die Lage auskundschaften. Ich brauche einen Plan. Ich muss Ziele in Angriff nehmen. Ich muss *loslegen*. Denn wenn die Hormone einmal eingeschossen sind, kann nichts mehr sie aufhalten. Ich stellte schnell fest, dass meine Situation nicht anders war als die eines Affen, der in einer Rakete festgeschnallt ist und ins All geschossen wird, sobald der Countdown auf null steht: Ein Ausstiegsszenario ist nicht vorgesehen. Man kann die ganze Sache nicht einfach abblasen. Sosehr man das auch möchte.

Natürlich gibt es da diese Mädchen, die versuchen, ihrem Schicksal *trotzdem* zu entkommen: Sie wollen Zeit rausschinden, indem sie sich systematisch wie Fünfjährige aufführen, einen auf kleines niedliches Mädchen machen und ihre Welt komplett in Rosa ausgestalten. Sie packen ihr Bett mit Teddys voll, um klarzustellen, dass in ihrem Leben einfach kein Platz für Sex ist. Sie drücken sich in Babysprache aus, um von vornherein zu vermeiden, mit Erwachsenenfragen konfrontiert zu werden. In der Schule konnte ich genau mitbekommen, dass ein paar Mädchen sich schlicht weigerten, ihr Frausein anzunehmen. Ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, sich da draußen durchzusetzen. Stattdessen zogen sie sich in so

eine Art Prinzessinnendasein zurück. Prinzessinnen, die irgendwann einfach so von einem Prinzen wachgeküsst und geheiratet werden.

Wobei ich das in dem Alter natürlich alles noch nicht so klar gesehen habe. Damals ist mir nur aufgefallen, dass meine Klassenkameradin Katie Parkes sich in den Mathestunden immer mit Kugelschreiber Herzchen auf die Finger malte, um sie dann David Morley zu zeigen.

Den dunkelsten Bereich des Spektrums schließlich bilden die Kamikaze-Mädchen, die ihren Hormonen den totalen Krieg erklären – indem sie versuchen, sie auszuhungern oder mit Hilfe gezielter Täuschungsmanöver zu besiegen. Durch Magersucht. Oder durch Bulimie.

Das Problem an dieser Art von Krieg: Selbst wer gewinnt, verliert. Es kommt der Punkt, an dem die Kriegerinnen – erschöpft und voller Narben an Leib und Seele – sich mit ihrer Frauwerdung abfinden müssen. Oder sie werden sterben.

Brutal, aber wahr: Die Pubertät ist oft nichts anderes als ein langer, schmerzhafter Zermübungskrieg. All diese Ritze- rinnen – wenn sie sich mit ihren Rasierklingen Gitternetze in Arme und Oberschenkel schneiden, führen sie sich selbst und der Welt damit vor Augen, dass ihr Körper ein Schlachtfeld ist. Wer vor Rasierklingen zurückschreckt, lässt sich halt ein Tattoo stechen. Und zur Not tun es auch ein paar Schuss mit der Ohrlochpistole bei *Bijou Brigitte*. So. Bitte schön. Du hast deinen Körper markiert, als Zeichen, dass du ihn unter Kontrolle hast. Um dir selbst zu zeigen, wo du steckst: in dir drin. Irgendwo. Irgendwo da drin.

Erschwerend kommt hinzu, dass es fürs Frauwerden ebenso wenig eine Anleitung gibt wie dafür, ein Star zu werden. Oder Lottomillionär. Obwohl der verlangte Einsatz in allen Fällen gleich hoch ist.

Als ich 13 war, habe ich weiß Gott versucht, irgendwo eine Anleitung zu finden. Wobei: Man kann natürlich Bücher über die Erfahrungen anderer Frauen lesen und aus ihren Lebens-

geschichten Merksätze ableiten. Als Spickzettel für die eigene Zukunft sozusagen. Aber ich finde, dass das letztlich nur ein neues Problem aufwirft. Denn es hat zwar zu allen Zeiten Frauen gegeben, die ihr Frausein trotz widrigster Umstände genau so gelebt haben, wie sie es für richtig hielten – doch deren Lebensgeschichten enden regelmäßig mit Verwerfungen, Unglück und Ruin. Weil die Gesellschaft um sie herum diese Form des Frauseins noch für völlig falsch hielt. Wer einem jungen Mädchen von den großen Pionierinnen erzählt – Sylvia Plath, Dorothy Parker, Frida Kahlo, Kleopatra, Cassandra, Johanna von Orleans –, erzählt unterm Strich oft genug die Geschichte einer gescheiterten Heldin, die von der Gesellschaft gebrochen wurde.

Denn selbst hart erkämpfte Erfolge können in einem gesellschaftlichen Umfeld, das diese Erfolge als illegitim, bedrohlich, widerwärtig oder schlicht als uncool einstuft, komplett verleugnet oder sogar zunichtegemacht werden. Wobei »uncool« für junge Mädchen besonders schlimm ist, und so entscheiden sich nur wenige, ihren eigenen Weg zu gehen. Denn das gute Gefühl, das *Richtige* zu tun, ist nur zu haben um den Preis der Einsamkeit.

Folglich geht es in diesem Buch um all die Situationen, in denen ich – uninformiert, schlecht vorbereitet und sagenhaft naiv in absolut jeder Hinsicht – in Sachen Frauwerden und Frausein eben *nicht* das Richtige getan habe. Und das, obwohl ich den Eindruck habe, dass es heutzutage nicht mehr reicht, einfach nur Erfahrungen weiterzugeben.

Die gute alte »feministische Bewusstseinsbildung« ist zwar immer noch von enormer Bedeutung. Denn wenn es um Themen wie Abtreibung, Schönheitschirurgie, Kinderkriegen, Mutterschaft, Sex, Liebe, Berufsleben, Frauenfeindlichkeit, Angst oder einfach nur darum geht, wie sich frau in ihrer Haut so fühlt, sind Frauen normalerweise nur dann wirklich ehrlich zueinander, wenn sie sehr, sehr betrunken sind. So gesehen ist der in den Medien so endlos breitgetretene An-

stieg weiblicher Komasaüfer vielleicht nichts anderes als der Versuch moderner Frauen, ihre Kommunikation untereinander zu verbessern. Vielleicht liegt es aber auch einfach daran, dass Chardonnay so ungeheuer süffig ist. Offen gestanden halte ich beides für möglich.

Es ist und bleibt jedenfalls extrem wichtig, Erfahrungen darüber auszutauschen, wie es tatsächlich *ist*, eine Frau zu sein, anstatt sich gegenseitig etwas vorzumachen. Über diesen Meinungs- und Erfahrungsaustausch *hinaus* brauchen wir jedoch auch eine ordentliche Portion Analysier-, Debattier- und »Das-muss-anders-werden«-Lust. Sie wissen schon, was ich meine. Feminismus, genau.

Und hier liegt das zweite Problem. Normalerweise sollte man meinen, dass der Feminismus sich um diese Aufgaben kümmert. Doch so, wie die Dinge stehen, ist der Feminismus offenbar ... na ja, zum Stehen gekommen. In den letzten Jahren habe ich immer wieder gehofft, vom modernen Feminismus Antworten auf die Fragen zu bekommen, die mich umtreiben. Doch ich musste feststellen, dass die aufregendste, aufrührerischste und wirkungsvollste Revolutionsbewegung aller Zeiten auf einen Schauplatz kleinlicher Streitereien innerhalb einer Gruppe von ein paar Dutzend feministischen Akademikerinnen zusammengeschrumpft ist, die ihre Fehden entweder nach 23 Uhr im Dritten Programm austragen oder aber in gelehrten Publikationen, die sowieso nur von ihresgleichen gelesen werden. Und zu diesem Stand der Dinge möchte ich jetzt gerne mal was festhalten:

- 1) Feminismus ist zu wichtig, als dass man ihn den Akademikerinnen überlassen dürfte. Konkret ausgedrückt:
- 2) Ich bin zwar keine feministische Akademikerin, aber *so what?* – Feminismus ist eine so ernste, bedeutende und dringliche Sache, dass für eine fröhliche Zeitungskolumnistin und Teilzeitfernsehkritikerin mit mangelhaften Orthographiekenntnissen *jetzt* genau der richtige Moment ist,

sich für diese Sache einzusetzen. Wenn etwas spannend ist und Spaß macht, will ich mittendrin sein und nicht nur von der Seitenlinie aus zuschauen. Ich hab auch was zu sagen! Wenn die feministische Autorin Camille Paglia behauptet, Lady Gaga töte jede Erotik, dann beweist sie damit nur, dass sie ein paar Sachen GRÜNDLICH MISSVERSTANDEN hat! Feministische Antisexismus-Organisationen vertreten völlig BEKLOPPTE Ansichten zum Thema Pornographie! Germaine Greer – meine persönliche Heldin – gibt in Sachen Transsexualität ZIEMLICH WIRRES ZEUG von sich! Und *niemand* setzt sich mal ernsthaft mit Klatschmagazinen wie *OK!* auseinander. Oder mit 600-Euro-Handtaschen, Stringtangas, Intimzonen-Waxing und idiotischen Junggesellinnen-Abschieden. Oder mit Katie Price.

Dabei *muss* man sich mit diesen Themen auseinandersetzen. Und zwar richtig rugbymäßig, mit harten Bandagen und so lange, bis der Gegner im Dreck liegt.

Die Vertreterinnen des klassischen Feminismus werden jetzt sagen, dass das alles Nebenkriegsschauplätze sind. Dass frau sich auf die wirklich wichtigen Themen konzentrieren sollte, wie geschlechtsbedingte Lohnunterschiede, die Beschneidung von Frauen in der Dritten Welt und innerfamiliären Missbrauch. Und es stimmt ja auch: Das alles sind akute, schreckliche, unerträgliche Missstände, denen die Welt erst ein für alle Mal ein Ende setzen muss, ehe sie wieder in den Spiegel schauen kann.

Gleichzeitig haben die ganzen streng genommen unbedeutenden bis lächerlichen Alltagsprobleme, mit denen man als Frau so konfrontiert ist, in gewisser Hinsicht vergleichbar fatale Folgen für unser persönliches Wohlfühl. Wie genau es dazu kommt, das zeigt die »Broken-Windows«-Theorie. Sie besagt, dass in einem leerstehenden Gebäude eine einzige zerbrochene Fensterscheibe – sofern sie nicht beachtet und deshalb auch nicht repariert wird – automatisch zunehmenden

Vandalismus nach sich zieht: Weitere Fensterscheiben werden zerschmissen, es wird eingebrochen, es wird gezündelt, oder das Haus wird besetzt.

Auf die Lebensumstände von Frauen übertragen, bedeutet das: Wenn wir in einem Umfeld leben, in dem Schamhaar als widerwärtig angesehen wird und in dem berühmte und mächtige Frauen permanent am Pranger stehen, bloß weil sie ein paar Kilo zu viel oder zu wenig auf den Rippen haben oder »zu schlecht« gekleidet sind – dann besteht die Gefahr, dass Leute auf die Idee kommen, in unserem Inneren weitere Fensterscheiben zu zerschmeißen. Unseren Verstand zu besetzen. Oder ihn in Brand zu stecken. Und so weit darf es auf keinen Fall kommen. Ich weiß nicht, wie Sie das sehen; ich für meinen Teil möchte jedenfalls nicht eines Morgens von einer Horde Hausbesetzer geweckt werden, die sich in meinem Wohnzimmer gemütlich eingerichtet haben.

Als Rudy Giuliani 1994 Bürgermeister von New York wurde, führte er, ausgehend von der Broken-Windows-Theorie, eine Nulltoleranzstrategie ein, um die Kriminalität in der Stadt in den Griff zu bekommen. Tatsächlich sank die Anzahl der Straftaten ebenso schnell wie beträchtlich – und das zehn Jahre in Folge.

Ich persönlich finde, dass Frauen angesichts der ganzen Broken-Windows-Risiken in ihrem Leben endlich ihre eigene Nulltoleranzstrategie verkünden sollten. Ich bin für null Toleranz gegenüber grundsätzlich allem Schwachsinn, der auf dem Misthaufen des Patriarchats gewachsen ist.

Das Tolle an der Nulltoleranzstrategie gegenüber der ganzen »Broken-Windows-Männerwelt-Scheiße«: Sie ist heutzutage einfach kinderleicht umzusetzen. Wir leben schließlich im 21. Jahrhundert; da müssen wir nicht unbedingt auf die Straße gehen, um gegen magersüchtige Models, lachhafte Pornoklischees, Table-Dance-Clubs und Botox zu demonstrieren. Wir müssen weder randalieren noch in den Hungerstreik treten. Wir müssen uns auch nicht wie weiland eine der ersten

Frauenrechtlerinnen vor des Königs Pferd werfen. Oder vor einen Esel. Es reicht völlig, wenn wir dem Feind eine Minute lang direkt in die Augen schauen – und dann anfangen zu lachen. Wir sehen scharf aus, wenn wir lachen. Alle Sympathien sind auf unserer Seite, wenn wir völlig entspannt in kehliges Gelächter ausbrechen.

Mit der Sympathie ist vielleicht schnell Schluss, wenn wir mit der Faust auf den Kneipentisch hauen, »HA! Versucht bloß nicht, uns für dumm zu verkaufen! Scheiß Patriarchat!« brüllen und nur deshalb nicht weiterschreien, weil wir uns überraschend an einer Handvoll Chips verschlucken. Aber egal.

Ich weiß nicht, ob man in Sachen Feminismus immer noch von »Wellen« sprechen kann. Wenn ich richtig mitgezählt habe, wäre die nächste Welle die fünfte. Und irgendwo um die fünfte Welle herum hört man gewöhnlich auf zu zählen und spricht stattdessen von einer Flut.

Wenn es zu einer fünften Feminismuswelle kommt, dann hoffe ich jedenfalls, dass sie ganz anders ist als alles, was es vorher gegeben hat. Ich hoffe, dass die Frauen in Zukunft ganz anders auf all die Unannehmlichkeiten, Diskrepanzen und lästigen bis beschissenen Ärgernisse reagieren, die mit dem Frausein heutzutage einhergehen. Dass sie nicht länger jammern, toben oder einfach alles runterschlucken, sondern stattdessen entschlossen mit dem Finger draufzeigen, »Ha! Erwischt!« rufen – und lachen.

Also okay. Wenn es eine fünfte Feminismuswelle geben sollte, dann ist dieses Buch mein Beitrag dazu. Mein Eimer Wasser sozusagen. Eine ziemlich umfassende Schilderung all der Situationen, in denen ich wenig oder – meistens – gar keine Ahnung hatte, was Frausein *wirklich* bedeutet.

Kapitel 1

Ich kriege meine Tage!

Also ich bin ja immer davon ausgegangen, dass man die freie Auswahl hat. Ich weiß zwar, dass Frauen jeden Monat Blutungen haben, aber ich hätte nie gedacht, dass das auch *mir* passieren würde. Ich hatte gehofft, mir diese ganze Nummer von vornherein ersparen zu können, durch konsequente inhere Ablehnung oder so. Schließlich hat das Ganze keinen praktischen Nutzen, und Spaß macht es auch nicht. Außerdem habe ich für so was nun wirklich überhaupt keine Zeit.

Damit werd ich mich bestimmt nicht rumquälen, denke ich fröhlich, während ich wie jeden Abend meine zehn Sit-ups mache. Captain Moran meldet sich von Bord!

Apropos: Ich nehme meine »Spätestens-mit-18«-Liste sehr ernst. Was das Ziel »dünner werden« betrifft, habe ich inzwischen sogar einen Zahn zugelegt. Ich esse immer noch keine Schokokekse mehr – *und* ich mache zusätzlich jeden Abend zehn Sit-ups und zehn Liegestütze.

Bei uns zu Hause gibt es zwar keine Ganzkörperspiegel, so dass ich keine Ahnung habe, inwieweit meine Bemühungen schon zu sichtbaren Ergebnissen geführt haben. Aber ich gehe davon aus, dass ich, wenn ich mit diesem quasimilitärischen Drill so weitermache, spätestens Weihnachten so rank und schlank bin wie Winona Ryder.

Was es mit Menstruationsblutungen auf sich hat, habe ich

jedenfalls erst vor vier Monaten herausgefunden. Meine Mutter hat uns nie etwas davon gesagt – »ich dachte, ihr hättet das sowieso alles schon beim Fernsehen mitgekriegt«, antwortete sie ausweichend, als ich sie Jahre später mal danach fragte. Und so kam es, dass ich von diesem ganzen Periodenkram erst erfuhr, als ich in der Hecke vor unserem Haus eine von diesen kleinen Tampax-Broschüren entdeckte, die wohl irgend-ein Mädchen auf dem Weg zur Schule da hingestopft hatte.

»Ich will nicht darüber reden«, sagt Caz, als ich mit der Broschüre in unser Zimmer komme und sie ihr zeigen will.

»Aber willst du sie dir nicht wenigstens angucken?«, frage ich sie und setze mich auf ihr Bett, ans Fußende. Sofort rutscht sie ans Kopfende. Caz mag es nicht, wenn man ihr zu nahe kommt. Darauf reagiert sie extrem gereizt. Was bedeutet, dass sie in unserem winzigen Sozialbau mit drei Schlafzimmerchen für sieben Leute mehr oder weniger ständig kurz vor der Explosion steht.

»Guck doch mal – das ist die *Gebärmutter*, und das ist die *Vagina*, und der Tampon dehnt sich aus, um den ... *Scheiden-
eingang* zu füllen«, sage ich.

Ich habe die Broschüre nur kurz überflogen. Und offen ge-standen stehe ich noch völlig unter Schock von dem, was ich da gesehen habe. Dieser Querschnitt der weiblichen Fortpflan-zungsorgane sieht wahnsinnig kompliziert und unpraktisch aus, wie einer von diesen Luxus-Hamsterkäfigen, die fast nur aus Röhren und Gängen bestehen. Ich weiß gar nicht, ob ich das alles so genau wissen will. Bisher dachte ich immer, dass mein Körper zwischen Becken und Nacken aus schierem Fleisch besteht, in dem irgendwo ein paar Nierchen stecken. Dass es in mir drin nicht viel anders aussieht als in einem Würstchen. Oder so. Anatomie hat noch nie zu meinen Stär-ken gehört.

Kein Wunder, ich interessiere mich auch viel mehr für schmalzige Romane des 19. Jahrhunderts, in denen junge Mädchen im strömenden Regen ohnmächtig zu Boden sinken.

Und für die Biographie von van Gogh. In beidem ist eher selten von Menstruation die Rede. Da scheint mir das Ganze ... irgendwie ziemlich überflüssig zu sein.

»Und das passiert jeden Monat«, sage ich zu Caz. Die ist inzwischen abgetaucht und liegt jetzt unter der Bettdecke, komplett bekleidet inklusive Gummistiefeln.

»Hau ab!«, höre ich ihre Stimme von unter der Bettdecke. »Ich tu einfach so, als ob du tot wärst. Mit dir über Menstruation zu reden ist so ungefähr das Allerletzte, auf das ich jetzt Lust habe.«

Ich geb's auf.

Nil desperandum, sage ich mir. Kein Grund zur Verzweiflung. Es gibt immer jemanden, der ein offenes Ohr für mich hat und Zeit für eine nette Plauderei!

Der dumme neue Hund liegt unter meinem Bett. Safran ist inzwischen trächtig. Oscar, der kleine Hund von gegenüber, hat sie geschwängert. Uns ist völlig unklar, wie das passieren konnte. Oscar ist einer von diesen kleinen Kläffern, die nicht viel größer sind als eine Konservendose – und Safran ist immerhin ein ausgewachsener Schäferhund.

»Sie muss ein Loch gegraben und da drin auf ihn gewartet haben«, sagt Caz angewidert. »Sie muss total geil auf ihn gewesen sein. Dein Hund ist eine Nutte.«

»Ich werde jetzt zur Frau«, sage ich zu Safran. Sie leckt sich ihr Geschlecht. Mir ist aufgefallen, dass sie das immer tut, wenn ich mit ihr rede. Ich weiß noch nicht so recht, was ich davon halten soll, aber wenn ich's rausfinde, werde ich sicher ein bisschen traurig darüber sein.

»Ich habe eine kleine Broschüre gefunden, und da steht drin, dass ich bald meine Periode kriege«, fahre ich fort. »Dir kann ich's ja sagen, Hund – diese Geschichte macht mir Sorgen. Ich hab Angst, dass es weh tut.«

Ich schaue Safran in die Augen. Aus ihnen sprüht reines, endloses Nichts. Sie ist wirklich so dumm wie Brot.

Ich stehe auf.

»Ich werde mit Mama darüber reden«, kündige ich an. Safran bleibt unter meinem Bett liegen. Wie immer scheint ihr Hundsein sie extrem zu belasten.

Ich finde Mama auf dem Klo. Sie ist im achten Monat schwanger, hat meine einjährige, schlafende Schwester Cheryl im Arm und versucht gerade Pipi zu machen.

Ich setze mich auf den Badewannenrand.

»Mama?«, sage ich.

Aus irgendeinem Grund bin ich der Überzeugung, dass ich ihr zu dem Thema nur eine einzige Frage stellen darf. Ich stehe unmittelbar vor meinem ersten Menstruationszyklusgespräch und habe nur eine einzige Kugel im Lauf.

»Ja?«, antwortet sie. Obwohl sie gerade auf dem Klo sitzt und ein schlafendes Baby im Arm hat, fischt sie gleichzeitig die Kochwäsche aus dem Wäschekorb.

»Meine ... du weißt schon ... *Periode* ...«, flüstere ich.

»Ja?«, sagt sie.

»Tut das weh?«, frage ich.

Mama denkt einen Moment lang nach.

»Ja, schon«, sagt sie schließlich. »Aber es ist okay.«

Dann fängt das Baby an zu schreien, und sie kommt nicht mehr dazu, mir zu erklären, warum es »okay« ist. Und sie wird auch nie mehr dazu kommen.

Drei Wochen später bekomme ich zum ersten Mal meine Tage. Ein zutiefst unerquickliches Ereignis, wie ich finde. Das Ganze passiert ausgerechnet im Auto, auf dem Weg zur Stadtbücherei. Dort drücke ich mich dann eine halbe Stunde in der Sachbuchabteilung herum in der Hoffnung, dass niemand etwas bemerkt, bis Papa uns endlich alle wieder nach Hause bringt.

»Heute zum ersten Mal Tage gekriegt: eklig«, schreibe ich in mein Tagebuch.

»Ich glaube nicht, dass Judy Garland sich jemals mit so was rumschlagen musste«, flüstere ich Safran an diesem Abend unglücklich zu. Ich habe einen Taschenspiegel in der Hand

und schau mir beim Weinen zu. »Oder Ginger Rogers. Oder Gene Kelly.«

Innen an der Badezimmertür hängt die Plastiktüte mit den Binden meiner Mutter. Diese Tüte gehört ab jetzt auch zu meinem Leben. Neiderfüllt und wehmütig denke ich an meine jüngeren Geschwister, denen die Tüte noch erspart bleibt. Die Binden sind dicke Billigware – in meiner Unterhose fühlen sie sich immer so an, als hätte ich eine Matratze zwischen den Beinen.

»Es fühlt sich so an, als hätte ich eine Matratze zwischen den Beinen«, erzähle ich Caz.

Wir spielen gerade mit unseren Barbiepuppen. Schauplatz der Handlung ist ein Luxus-Kreuzfahrtschiff. Im Laufe der letzten vier Stunden hat Caz' Barbiepuppe Bonnie still und heimlich einen Passagier nach dem anderen ermordet, und meine Barbie Layla versucht, die Morde aufzuklären. Die einbeinige Action-Man-Puppe Bernard ist sowohl mit Layla als auch mit Bonnie liiert. Obwohl Bernards offizieller Besitzer mein Bruder Eddie ist, streiten Caz und ich ständig darüber, wem er eigentlich gehört. Keine von uns beiden will, dass ihre Barbie Single ist.

»Eine schreckliche, dicke Matratze«, führe ich weiter aus. »Wie in ›Die Prinzessin auf der Erbse.«

»Wie lang sind die Dinger denn?«, fragt Caz.

Zehn Minuten später haben wir sechs Billigbinden schlafsaalartig arrangiert und unsere Barbies darauf zur Ruhe gebettet.

»Das passt ja echt super!«, sage ich. »Wie damals, als wir rausgefunden haben, dass unser Rosenkohl in der Barbiewelt einen perfekten Kohlkopf abgibt. Siehst du, Caz – Menstruation hat eben auch ihre guten Seiten!«

Weil die Binden so billig sind, lösen sie sich beim Laufen allmählich auf; sie werden krumpelig und undicht. Für die Dauer meiner Periode stelle ich daher das Laufen völlig ein. Meine erste Periode dauert drei Monate. Ich halte das für völ-

lig normal. Ich falle regelmäßig in Ohnmacht und werde so anämisch, dass meine Fingernägel und Fußnägel sich blassblau verfärben. Mama sage ich nichts davon, weil ich meine Frage zum Thema Menstruation ja schon gestellt habe. Ich muss jetzt alleine damit fertig werden.

Die Blutspuren auf dem Bettlaken sind nicht dramatisch wie frisches rotes Blut bei einem Mord – sondern einfach nur deprimierend. Deprimierend braun und öde. Wie eine technische Panne. Genau, man könnte meinen, ich sei innen ganz rostig, und jetzt kommt der ganze Rost aus irgendeinem Grund raus. Um es mir zu ersparen, jeden Morgen aufs Neue die Flecken rauszuwaschen, gewöhne ich mir an, zusätzlich zu den nutzlosen Binden dicke Bündel Klopapier in meine Unterhose zu stopfen und mich nachts möglichst wenig zu bewegen.

Manchmal kommen auch richtige Blutklumpen raus, die aussehen wie rohe Leber. Ich vermute, dass das meine Gebärmutter Schleimhaut ist, die sich da stückchenweise ablöst. Offenbar gehört das auch dazu. Alles in allem habe ich das trostlose Gefühl, dass in meinem Körper gerade irgendwas völlig falsch läuft – aber dass es völlig gegen die Spielregeln ist, darüber zu reden. Und oft denke ich an die Frauen, die früher gelebt haben und nur ein paar Lumpen und kaltes Wasser hatten, um mit diesem ganzen erbärmlichen Scheiß fertig zu werden.

Kein Wunder, dass die Frauen so lange von den Männern unterdrückt wurden, denke ich, während ich im Badezimmer stehe und mit Gallseife und Nagelbürste meine Unterhose schrubbe. Getrocknetes Blut aus Baumwolle wieder rauszukriegen ist die Pest. Bis zur Erfindung der Waschmaschine waren wir doch alle viel zu sehr mit *Schrubben* beschäftigt, als dass wir auch noch die Zeit gehabt hätten, für unser Wahlrecht zu kämpfen.

Obwohl Caz zwei Jahre jünger ist als ich, kriegt sie schon ein halbes Jahr nach mir ihre Tage, genau dann, als ich sie

zum zweiten Mal bekomme. Alle anderen schlafen schon, da kommt sie weinend in unser Zimmer und vertraut mir flüsternd ihr furchtbares Geheimnis an: »Ich hab meine Periode gekriegt.«

Ich zeige ihr die Plastiktüte mit den Billigbinden an der Badezimmertür und erkläre ihr, was zu tun ist.

»Tu die in deine Unterhose und beweg dich die nächsten drei Monate nicht mehr«, sage ich ihr. »Ist alles ganz einfach.«

»Tut es weh?«, fragt sie mit weit aufgerissenen Augen.

»Ja«, sage ich und komme mir sehr erwachsen und abgeklärt vor, »aber es ist okay.«

»Wieso ist es okay?«, fragt sie.

»Ich weiß nicht«, sage ich.

»Warum sagst du's dann?«, fragt sie.

»Ich weiß nicht.«

»Mann, warum gibst du dir überhaupt die Mühe, den Mund aufzumachen, wenn da sowieso nur *Schwachsinn* rauskommt?«

Caz bekommt schreckliche Krämpfe – wenn sie ihre Tage hat, bleibt sie bei geschlossenen Vorhängen unter einem Berg Wärmflaschen begraben im Bett und brüllt »Verpiss dich!«, sobald jemand ins Zimmer kommen will.

Als typischer Althippie hält meine Mutter natürlich nichts von Schmerzmitteln und verweist uns stattdessen auf die Heilkraft der Natur. Wir lesen irgendwo, dass bei Menstruationsbeschwerden Salbei helfen soll, also trinken wir literweise Salbeitee, während wir weinend auf unseren Betten kauern. Wir können beide einfach nicht glauben, dass wir uns *damit* jetzt die nächsten dreißig Jahre rumschlagen müssen.

»Ich will sowieso keine Kinder«, sagt Caz. »Also ist der ganze Zirkus bei mir völlig überflüssig. Die sollen mir meine gesamten Fortpflanzungsorgane rausnehmen und mir da unten eine Ersatzlunge einpflanzen. Damit ich was habe, auf das ich zurückgreifen kann, wenn ich mit Rauchen anfangen will. Echt, das ist alles so was von sinnlos.«

In dieser Phase meines Lebens habe ich den Eindruck, dass nichts, aber auch gar nichts dafür spricht, eine Frau zu sein. Sexualhormone sind für mich die Pest, weil sie mich von einem unbeschwerten Kind in eine blutende, weinende, ständig ohnmachtgefährdete Waschfrau verwandelt haben. Und ganz sicher haben sie eines *nicht* zur Folge: dass ich mich in irgendeiner Form als weiblich empfinde. Wenn ich abends sterbenselend ins Bett gehe, starre ich deprimiert auf die Binde, die meine Unterhose so ausbeult, als hätte ich einen Schwanz im Schlüpfel.

An diesem Abend ziehe ich mich mal wieder traurig aus. Während ich mein Nachthemd aus dem Schrank fische, kriecht Safran unter meinem Bett hervor und macht sich über meine blutige Binde her. Kurz darauf sind überall rote Wattefetzen verstreut, und meine Unterhose hängt ihr aus dem Maul. Schuldbewusst starrt sie mich an.

»O Gott, dein Hund ist eine Vampirlesbe!«, sagt Caz von ihrem Bett aus und dreht sich rum, um zu schlafen.

Ich zerre meine Unterhose aus Safrans Maul und falle in Ohnmacht.

Inmitten dieses hormonellen Stellungskriegs eilt mir jedoch irgendwann die Kavallerie zu Hilfe. Mit klirrenden Sporen und in der Sonne golden glänzenden Schulterstücken kommt der Retter mir über den Hügel entgegengeeil: mein grüner Bibliotheksausweis. Ich bin 13 geworden, also darf ich jetzt Erwachsenenbücher ausleihen, ohne mir dafür den Bibliotheksausweis meiner Eltern borgen zu müssen. Und das bedeutet, dass ich verbotene Bücher ausleihen kann. Schmutzige Bücher. Bücher mit Sex drin.

»In letzter Zeit träume ich komische Sachen«, erzähle ich meinem Hund, als wir zur Bibliothek laufen. Die Bibliothek liegt auf der anderen Seite eines Geländes, das wir vornehm »den Park« nennen. Es handelt sich allerdings nicht um einen Park, sondern um ein riesiges, trostloses, unkrautüberwucher-

tes Brachgelände, wo man ständig auf der Hut vor irgendwelchen halbstarken Pennern sein muss. Mutig einfach mittendurch zu laufen ist keine gute Idee, da ist man zu exponiert. Es ist besser, am Rand des Geländes entlangzulaufen, in der Nähe der Häuser. Wenn sie da über einen herfallen, haben die Bewohner dieser Häuser einen hervorragenden Blick auf das Geschehen und brauchen noch nicht mal das Fernglas zu holen, um zuzugucken, wie einem der Schädel eingeschlagen wird.

»Ich träume von ... Männern«, fahre ich fort. Ich schaue meinen Hund an. Er schaut zurück. Ich finde, er hat es verdient, die ganze Wahrheit zu erfahren. Wenigstens das bin ich ihm schuldig.

»Ich habe mich in Chevy Chase verliebt!«, erzähle ich Safran in einem plötzlichen Anfall von Glückseligkeit. »Ich hab ihn im Video zu Paul Simons Song *Call me Al* gesehen. Du weißt schon, das ist auf der *Graceland*-LP, die Aufnahme von 1986, Warner Brothers. Ich muss einfach ständig an ihn denken. Einmal hat er mich im Traum geküsst, das fühlte sich super aufregend an. Ich werde Papa fragen, ob wir am Freitag in der Videothek *Die schrillen Vier auf Achse* ausleihen können.«

Ein gewagtes Anliegen – eigentlich ist für diesen Freitag bereits *Die tollkühne Hexe in ihrem fliegenden Bett* vorgesehen. Ich werde mir ganz schön was einfallen lassen müssen, um diese Planung umzuschmeißen, aber das ist es mir wert. Ich habe Safran zwar noch nichts davon gesagt, aber beim Gedanken daran, Chevy Chase zu küssen, war ich gestern so aufgeregt, dass ich 16-mal hintereinander *Call me Al* gehört und mir vorgestellt habe, wie Chevy mein Gesicht streichelt, während Paul Simon sein Bass-Solo spielt. Ich habe mir sogar schon überlegt, was ich sagen werde, wenn wir uns zum ersten Mal begegnen. Nur einen Satz, aber mit dem werde ich sein Herz im Sturm erobern.

»Chevy Chase?«, werde ich sagen, wenn ich ihn auf einer Party treffe, die ich mir so ähnlich vorstelle wie die, die ich

von *Denver-Clan* kenne. »Haben Sie vielleicht irgendwas mit Cannock Chase zu tun?«

Cannock Chase liegt an der Autobahn Richtung Stafford, keine vierzig Minuten von hier. Chevy – Amerikaner, Schauspieler, Komiker – wird den Gag bestimmt sofort kapieren und ganz toll finden.

Natürlich habe ich mich auch vorher schon mal verknallt. Ein Mal, um genau zu sein. Leider war dieser Romanze erwartungsgemäß kein Happy End beschieden. Mit sieben habe ich im Fernsehen eine Folge von *Buck Rogers* gesehen. Das ist dieser bescheuerte amerikanische Weltraumcowboy, der so offensichtlich von Harrison Fords Han Solo in *Star Wars* abgekupfert ist, dass man ihn gleich »San Holo« hätte nennen und ihn gemeinsam mit einem riesigen zotteligen Kopiloten namens Bewchacca in einem Fillennium-Malke durchs All hätte fliegen lassen können.

In genau diesen bescheuerten Weltraumcowboy jedenfalls habe ich mich damals unsterblich verknallt. Und in dem Maß, in dem meine neuen persönlichen Liebesdrogen – *Bucknesium* und *Rogertonin* – mein Inneres in Aufruhr versetzten, begann ich zu ahnen, was Liebe ist: etwas, das offenbar viel mit Faszination zu tun hat. Ich für meinen Teil war jedenfalls noch nie so fasziniert von etwas gewesen.

Alles an Buck faszinierte mich. Allein schon sein Gesicht anzuschauen war faszinierend. Wie er so dastand und sich an einen Türrahmen lehnte = faszinierend. Wie er seine ganz offensichtlich aus Plastik bestehende Laserkanone hielt, als handelte es sich um eine schwere Waffe = faszinierend. Und dann die Titelmusik – da steckte für mich so viel unerträgliche Sehnsucht und Buckrogeritis drin, dass ich noch heute – 28 Jahre später – sofort ganz aufgewühlt bin, wenn ich sie zufällig höre.

Das waren natürlich ganz schön heftige Gefühle; als Siebenjährige kann man mit so was unmöglich alleine fertig werden. Also tat ich, was wir immer taten, sobald irgend-

etwas Bedeutungsvolles passierte. Ich schnappte mir meine Schwester Caz – die damals fünf war – und zog sie hinter mir her in die Wäschekammer. Genau wie Hanni und Nanni das im Internat auch immer gemacht haben. Außer dass die Wäschekammer dort wahrscheinlich viel größer war als unsere. Und bestimmt auch nicht so nach dieser seltsamen Mischung aus Waschpulver, Furz und Mäuseköteln roch.

»Caz«, sagte ich, zog die Tür zu und versuchte, einen möglichst bedeutungsschwangeren Blick aufzusetzen. »Ich muss dir was ganz Unglaubliches erzählen.«

Einen Moment lang fixierte ich sie schweigend.

»Ich ... habe mich VERLIEBT! In Buck Rogers! Du darfst aber Mama nichts davon sagen!«

Caz nickte.

Die Last auf meiner Seele war auf einen Schlag verflogen, also öffnete ich die Wäschekammertür wieder und beförderte Caz hinaus. Ich sah ihr nach, wie sie den Flur entlang- und die Treppe runterging. Dann hörte ich, wie sie die Tür zum Wohnzimmer aufmachte.

»Mama, Cate ist in Buck Rogers verliebt«, sagte sie.

In diesem Moment, in dem die Scham wie glühende Kohlen in meinem Körper brannte, begriff ich, dass Liebe gleichbedeutend ist mit Qual, dass man jedwede Liebesregung grundsätzlich für sich behalten sollte – und dass meine Schwester Caz eine feige, hinterhältige, blöde Ziege ist.

Diese drei Lektionen sind mir später noch oft zugutegekommen. An diesem Tag damals in der Wäschekammer habe ich wirklich viel gelernt. Aber zwanzig Minuten später war ich erst mal vollauf damit beschäftigt, Caz' Kopfkissen mit Tiefkühlerbsen vollzustopfen und dabei unheilvoll »Das gibt Krieg!« vor mich hin zu murmeln.

Nach diesem denkwürdigen Tag habe ich jahrelang sämtliche großen Gefühle im Keim erstickt. Doch den Ansturm all dieser neuen Hormone kann ich einfach nicht länger ignorieren. Das

13-jährige bezopfte Mädchen, das sich da am äußeren Rand des »Parks« herumdrückt und mit seiner trächtigen Hündin redet – dieses Mädchen könnte platzen vor Lust.

»Ich leih' mir jetzt das Buch zu *Fletch – Der Troublemaker* aus«, erzähle ich Safran. *Fletch* war ein höchst mittelmäßiger Film – aber mit Chevy Chase in der Hauptrolle! »Auf dem Umschlag ist doch bestimmt ein Foto von Chevy. Das schau ich mir dann ganz genau an und male es ab, für mein Lovebook.«

Das Lovebook war damals eine ganz neue Erfindung. Auf dem Umschlag von meinem steht zwar »Poesiealbum«, aber eigentlich ist es ein Lovebook. Sein Inhalt besteht bisher aus neun Bildern von Sarah Ferguson und einem ganz kleinen Bild von Kermit dem Frosch, das ich aus einer Fernsehzeitung ausgeschnitten habe. Ich liebe Fergie, die Herzogin von York. 1988 ist sie zwar ziemlich fett, aber trotzdem mit einem richtigen Prinzen verheiratet. Das lässt mich hinsichtlich meiner eigenen Zukunft durchaus einige Hoffnung schöpfen.

Ich weiß schon genau, was ich mit dem Buch zu *Fletch – Der Troublemaker* machen werde. Wenn ich nach Hause komme, wickele ich es in ein Unterhemd und verstecke es ganz hinten in meiner Unterwäscheschublade, so dass meine Eltern es gar nicht erst zu sehen kriegen. Sie dürfen auf keinen Fall merken, dass ich erste Verliebtheitssymptome an den Tag lege, denn daraus würden sie wahrscheinlich schließen, dass ich langsam erwachsen werde. Und genau diese Schlussfolgerung gilt es zu vermeiden. Die Folgen sind schließlich unabweisbar.

In der Stadtbücherei habe ich das Buch zu *Fletch* schnell gefunden. Auf dem Titel prangt ein zufriedenstellend großes Porträt von Chevy. Ich werde alles geben, was mein Bleistift zu bieten hat, um dieses *süße* Gesicht möglichst perfekt in mein Lovebook zu übertragen.

Ich bin schon fast wieder auf dem Weg nach draußen, da schnappe ich mir, einer spontanen Eingebung folgend, noch *Reiter*, den Bestseller-Roman von Jilly Cooper. Auf dem Ti-